

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

18 (22.1.1930) Die Mußestunde



Wie an einer Stelle betprochen und angelegentlich wieder und wieder...
Schöne Welt Von Wilhelm Hausenstein. 96 Seiten mit 11 Bildern...

Walters Maestri-Album. Bjalabere, Anasbonbon, — Rattus, Merrot, ...

Volksgeundheit. Monatsheft für Gesundheitspflege, Gelfunde, ...

Neue Hauswirtschaft. Eine Monatschrift für Reform des Hauswesens. ...

Sternstunden 1930. Von Robert Henfeling. Mit einer ...

Die neue Linie. Vielseitig und abwechslungsreich wie der Januar ...

Wörter „Der Wächter“ ...

Rätsellecke

Umstellungs-Rästel

Table with 4 columns and 4 rows of letters: a b b e, e e e R, m D o o, r t i u

Die Buchstaben dieser 16 Quadrätfelder sind in eine andere Reihenfolge zu bringen. ...

Neimergänzungs-Rästel

Wie Wand'rer sind des Dichters —, Sie klopfen an die Herzen —, ...

Otto von Reizner

Rästelauflösungen

Rästel: Die Zeiter der Uhr.

Büstenkarten-Rästel: Berlin, Toraan, Mch.

Nichtige Lösungen sandten ein: Friedrich Winkel, Antelinen; ...

Wig und Humor

Der Wanderebdner. Der Redner tief während seiner Rede dauernd auf dem Podium bin und her.

Wieviel Kilometer haben Sie heute gesprochen? rief am Schluss eine Stimme aus dem Publikum.

Probos Fests! Am ersten Weihnachtstertage sitzt Familie Biliar beim logenannten Kaffee.

Die vier Tageszeitungen. Müller hat Besuch. Ein Gessatter vom Lande will sich Dresden annehmen.

Das kommt auf eins heraus. Der Kubist zeigt seinem Besucher sein neues Gemälde.

Das Sie das nicht sehen! Das ist doch das Heidelberger Schloß!

Das Wichtigste. Bill war ein begeisterter Fußballspieler. Sein Vater war ein begeisterter Zuschauer.

Gesellschaft. Der Herr dort gähnt ja andauernd. Na, ich finde das sehr unhöflich unserm Wirt gegenüber.

Künstlercafé. Traugott, hast du gezahlt? Nein? Und du, Klaus? Auch nicht? Na, dann laßt uns fortgehen.

Berufsholz. „Maestriater, zeigen Sie mal, wie Sie dem Zeugen Uhr nebst Kette geliehen haben.“

Verantwortlicher Schriftsteller: Redakteur S. Winter. Karlsruhe.

Die Klüßestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

3. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 22. Januar 1930

Lebende Tote

Ich sitze allein im Traum verloren. —

Kein, nicht allein! — Aus Bild und Buch, Aus Tisch und Schrank, aus Stuhl und Tisch, ...

Und hundertkimmig bringt es mit zu Ohren: Sind wir nicht im Traum verloren? —

Ich sieh stumm und denke nur: Was wärst du ohne Haus und Herd, ...

Obn' Kleider, Schuhe, Schrift und Licht? Stündst du im Tierreich — oder nicht? —

Ich sieh stumm und denke nur: Was wärst du ohne Haus und Herd, ...

Kein, nicht die Uhr. — Es war das Licht! —

Ich sieh, die Meister weichen nicht. Sie sind lebendig, ich halb tot. ...

Ich auch ihr Leben nicht mehr Gut, Jan Werk, wo Ihre Seele ruht, ...

Hermann Eilfeld.

Die Frau des Blinden

Von Gerhard Schate.

In das nicht sehr schöne Haus Nummer 24 der Kramerstraße gehen in den ersten Stock, den die alte Witwe Seebans innehat, ...

Der kleine Möbelwagen bringt den Hausrat, dessen prunkvolles Stück ein kleiner Hügel ist. Die Feder räumen ein, die Frau beaufsichtigt die Stellung der Möbel, ...

Die Frau Oberlehrer, die mit ihrem griesgrämigen Manne die Etage mit „Muffers“ teilt, hat das alles gleich erkannt, ...

Oberlehrers, und nicht nur Oberlehrers horcht am Abend auf Musik. Sie glauben, der Muffter werde sich an den kleinen Hügel ...

Die Leute sind enttäuscht. Sie horchen noch nachts im Bett, vor dem Einischlafen, ...

Muffers mochten nun schon ein Jahr im Hause. Keinem zum Leide, keinem zur Freude. Die jungen Leute höflich, ...

Im Oktober geht eine Einwohnerliste durchs Haus. Die Partierre rechts geben sie parterre links, ohne aber eingeschrieben zu haben. ...

in die Liste geht zu haben, an Muffers. Jeder will natürlich die Eintragungen der Muffterlichen lesen, man muß doch in Erfahrung bringen, ...

Bei Muffters ist man nicht sehr erbauet von der Liste. Man hat wohl den Hauswirt auf der Seite, und man fürchtet sich nicht vor den Hausbewohnern, ...

Es läßt sich im Hause, was sich dank des nordlich gelegenen Mundwerks der Oberlehrersfrau schnell herumtrud, ...

Entweder wird die Mufftersgeliebte jetzt gar nicht mehr angesprochen oder man sagt ganz bössartig und laut „Fräulein“ zu ihr, ...

Am Abend irrt sie mit ihrem Manne, der eigentlich nicht ihr Mann ist. Muffters haben eine Vorsichtige, und die ist so: vor einem Jahr wollte der Muffter, ...

Das junge Mädchen blieb standhaft, erklärte ihm, sie liebe ihn und wenn er sie liebe, dann dürfe er sie nicht fortjagen. ...

So blieb sie bei ihm und ward seine Geliebte. Sie blieb bei ihm und es war, als wäre sie seine Frau. ...

So lebten sie zusammen wie Mann und Frau, und das sie es nicht vor dem Gelehrten, ...

Am diesem Abend sprechen sie wieder davon, sie fragt, ob er sie nicht doch heiraten wolle, ...

Oberlehrers versuchen mit allen Mitteln herauszubekommen, wie eigentlich das Leben bei Muffters vor sich geht. ...

Der Oberlehrer geht am Sonntag um halb elf Uhr zum Hauswirt, ...



Wohler im ersten Stod der Schönfeld des Hauses wohnen, und das  
einem anständigen Menschen niemand anrufen könnte, mit Leuten  
zusammenzuwohnen, die allem Geleg und Verkommen zum Hohen im  
Konkubinat leben.

Mein lieber Herr Oberlehrer, entgegen der menschlichen Haus-  
wirt, das weiß ich alles, ich kenne die Geschichte der jungen Leute,  
ich habe beide auf Herz und Nieren geprüft, ehe sie einziehen, ich  
habe mich über sie erkundigt, und Sie werden mir sagen müssen,  
die Leute sind so ruhig und anständig, und ehrbar wie andere  
Mietler.

Was, schreibt der Schulmeister, ehrbar wie andere Mietler?  
Haben Sie denn gar kein Verfassnis für das Unflätische an die-  
ser Sache?

Der Hauswirt gibt sein Mißbe auf und erklärt strift, solange der  
Oberlehrer nichts Sittenwidriges beweisen könne, lege er keinen  
Grund zum Einschreiten.

Der Lehrer bebt, als er die Stufen hinabsteigt. Aber er schwört  
bei allen antiken Göttern, die ihm gerade einfallen, daß er die dem  
wissen Treiben ein rasches Ende machen werde.

Am Montag Vormittag läßt er sich von einem Kollegen von 10  
bis 11 Uhr vertreten, nachdem er als Grund angegeben hat, aufs  
Sittenerrecht zu gehen und dort einen Fall von solcher Schamlos-  
heit und Unflätlichkeit zur Anzeige zu bringen, daß den Beamten  
Hören und Sehen verzeihen möchte.

Auf der Sittenpolizei nimmt die patriotische Anklage des  
Oberlehrers, nachdem man ihn dreimal gemacht hat, keine In-  
anischen und französischen Floskeln — womit die aristokratischen und la-  
teinischen Gitate gemeint waren — auf gut deutsch zu bringen,  
weniger anseherig entgegen, als man hätte erwarten sollen.

Trotzdem schreibt irgend ein Herr das nieder, was der Oberlehrer  
vorträgt, und erklärt ihm, die Behörde werde nun auf seine Be-  
schwerde hin einschreiten.

Ein Kommissar begibt sich zu Musikern, referiert die Anklage-  
schrift und fragt, ob alles das wahr sei, ob sie tatsächlich nicht  
verzeihen seien. Musikern bejahen das. Dann, meinte der Beamte  
leichtsin, gibt es doch ein einfaches Mittel. Lassen Sie sich trauen,  
und Sie gewinnen in den Augen Ihrer Mitmenschen Ihre moralische  
Vollwertigkeit wieder. Ja, ichnaubt da der Musiker Wut. Er  
verzieht auf die Anerkennung seiner moralischen Vollwertigkeit,  
und die Meinung dieser Gehirntuberkulösen sei ihm gleichgültig.  
Er benehme sich wie ein geistiger Mensch und denke nicht daran,  
irgendwelches Bonzen wegen von seiner Auffassung und seiner Mei-  
nung auch nur einen Schritt abzumweichen.

Die kleine Frau beruhigte ihn schnell. Der Beamte erklärt, die Be-  
hörde betreffe das Geleg, und das Geleg verlange das und das,  
und die Klagen einzulassen seien, die Hausbesitzer und die Um-  
wohnern wüßten sich in ihrer Sittlichkeit bedrängt, so müsse die Be-  
hörde für Abhilfe sorgen. Der Behörde seien private oder charak-  
terhafte Standpunkte ganz ohne Bedeutung, sie habe nur das Ge-  
leg im Auge. Er, als Kommissar, habe einen Ausweg angesetzt, sie  
könnten sich trauen lassen, aber er habe wenig Dank damit geerntet.  
Nun gäbe es keinen Ausweg mehr, nur die Vorchrift: die  
Wohnung binnen 30 Tagen räumen oder das Verhältnis aufzulösen.

Die junge Frau verbünderte mit knapper Mühe, daß der Beamte  
nicht die Treppe hinabstiege.

Sie beratschlagten. Die junge Frau behauptet, mehr aus weib-  
licher List und Verschlagenheit als etwa aus Überzeugung, es sei  
nun keine Pflicht, sie zu betreten, damit sie beide vor diesem dum-  
men Geleg geschützt werden.

Er gibt, spät in der Nacht, nach langer Diskussion nach.  
Als der Standesbeamte die Trauung vollzogen hat und die üb-  
liche Ansprache hält, da unterbricht der junge Musiker den Beamten  
mit den lautestpropheten, aber nicht im mindesten von der An-  
sprache abweichenden Worten: Ja, Sie haben recht, wir leben nicht mehr  
in einer Zeit, wo sich Anständigkeit und Charakter halten können.

## Die Gitzähne des Li-Tschai

Mit einer langen, dünnen Nadel, die er nach jedem Stich bedäch-  
tig in eine mit Entenblut gefüllte Schale tauchte, durchbohrte Tana-  
Fo die Augen, den linken Kopf, den Hals, die Herzgegend und  
schließlich den Unterleib der Photographe des alten Su-Wana, der  
ihn wegen vierzig Silberdollars für zwei Monate ins Gefängnis  
gebracht hatte und inzwischen seine drei Schweine pfändete ließ.

Am ersten Tag seiner Freiheit hatte Tana-Fo für dreißig Tschas  
dieses Bild beim Photografen der kleinen Stadt erkauft, es  
selbst den biden Mann zwischen zwei schmächtigen, jungen Leuten,  
seinem gelben Buchhalter und einem malaisischen Gelehrten, die ihrem  
Chef das Photo zu seinem fünfzigsten Geburtstag verschrieben und da-  
für sorgten, daß es auf dem Bilderbrett vor dem Laden des Pho-  
tografen ausgesetzt wurde, denn Su-Wana war nicht nur be-  
reitsichtbar barbersch, sondern auch machlos ettel.

Jetzt sah Tana-Fo schon seit zwei Stunden vor dem Bild, jeder  
Stich war ein Genuß, der ihn für die Prügel im Gefängnis, für  
Dunger und Arbeit in den Tretnästen entschädigte. Er durchbohrte  
bei der Bekämpfung seiner Rasierier den alten Wana so gründlich,  
daß von dem breiten Gesicht nichts mehr zu sehen war, dann schob  
er das Bild unter sein Hemd, denn die bösen Nachgewinnliche, die er  
mit jedem Stich in den Körper des Wucherers verlernt hatte, konn-  
ten nur wirksam werden, wenn er das Bild immer bei sich trug.  
Und dann wanderte er, seine schlechteste Senne unter dem Arm, in  
den Tabakladen des Li-Tschai.

Denn man bekommt dort nicht nur den scharfen, mit Sars ver-  
mischten Weisentabak, sondern noch ganz andere, geheimnisvolle  
Dinge: Zauberpulver gegen unerwünschte Wesenbühler und gegen  
Zahnkummer, Weibrauch, falsches Pariergeld und Goldpapier für  
die Brandopfer vor dem Hausaltar, Knallfrösche und Knatter-

taselen für Treuebeweise und — Gilttabake, kleine und große,  
sauer präparierte Schlangebäume!

Sie lagen in einer rostigen Blechdose bestanden und Tana-  
Fo wählte lange, bis er sich endlich für den größten Zahn entschied,  
der, wie Li-Tschai versicherte, von einer der sehr gefährlichen Kupfer-  
schlangen stammte. So wählte ihn vorzüglich in ein Tuch, beabte  
ihn mit seinem Huhn und trug ihn zu seinem Freund Ling-Si, der  
als Rischahläufer recht und schlecht seinen Kreis verdiente und klei-  
nen, wenn auch dunklen Gelegenheitsgeschäften nie abgeneigt war.

Am nächsten Mittag stieg der alte Wana leuchtend die drei Tre-  
ppen von seinem Kontor herab und wollte über die Straße über-  
sehen — da bog Ling-Si in rasendem Tempo vor seiner Rischah ab  
die Ecke, rannte mit Wana zusammen und riß ihn dabei an der  
Hand. Wana nahm die bemitleidenden Entschuldigungen des armen  
Kullis anmäßig entgegen, setzte ädend weiter, ließ wie an jedem  
Mittag beim Photografen sein Bild, konnte aber nach dem Tiffin  
nicht in das Kontor zurück, da seine Hand immer stärker anschwell,  
so daß er eilig den Arzt rufen ließ.

Tana-Fo hörte durch seinen Bruder, der sich beim Haus Wanas  
herumtrieb, daß der Kopf schon zweimal um frische Stutenmilch ge-  
schickt wurde und aufgeregt erzählte, der Arm seines Herrn sei  
bereits bis zur Schulter angeschwollen, der Arzt befürchte eine  
schwere Blutergussung. Tana-Fo drückte sein erschrockenes Bild an  
die Brust und sah schon im Geiste die weiße Trauerfahne über der  
Türe Wanas hängen, aber er wurde schwer enttäuscht.

Am späten Nachmittags ging der Arzt gerührt weg, bald darauf  
erschien auch Herr Wana, gesund und heiter, setzte sich in eine  
Sänfte und ließ sich in das Teehaus tragen, das er jeden Abend be-  
suchte. — Tana-Fo lief sofort in den Tabakladen und verlangte seine  
Senne zurück, aber der kleine Li-Tschai lächelte nur, erklärte still-  
fernd, daß der Alte sicher ein kräftiges Mittel gegen jedes Gift be-  
sitze, denn in allen Fällen hätten die Zähne noch immer ihre Wir-  
kung getan und rief dem Kleinlauten Fo eindringlich, mit seinem  
Menschen über die Sache zu sprechen, da ihm ein Verrat seiner  
Nordpläne gegen den mächtigen Wana den Kopf kosten könne!

Li-Tschai lächelte dabei so viellosend, daß Fo kein Wort mehr  
von seiner Senne sprach und bößlich den Laden verließ. Der Händ-  
ler begleitete ihn ebenso höflich auf die Straße, setzte sich dann in  
seinen kleinen Bambusstuhl, rauchte seine Pfeife, rief den Sohn  
seines Nachbarn und trug ihm auf, wieder einige der großen Gras-  
nattern zu fangen, für die er pro Stück fünf Tschas beabte.

Daß die unflätigen Mattern seine Giftzähne befehen, war ganz  
nebenächlich, denn Li-Tschai braute kein Gift selbst: Der Abwid  
von Sumpfsneisen, mit dem er die Zähne bestrich, genigte für eine  
vorübergehende Schwellung, mehr war nicht notwendig, um die  
Nachfrage nach diesem einträglichen Artikel zu erhalten. Denn noch  
keiner der Betrogenen hatte sein Geld zurück erhalten, jeder wurde  
kleinlaut wie Tana-Fo, wenn Li-Tschai lächelnd erklärte, daß schon  
ein einziger Mittwischer genüge, um mit dem langen Rischahwert nä-  
here Bekanntschaft zu machen!

## Wunderwerke des Winters

Von William Beebe

Am 1. Der in seiner Heimat zu den größten Publikumsverführern  
gehörige amerikanische Naturdichter William Beebe hat durch seine  
Bücher „Galapagos, das Ende der Welt“, „Nepomacellen“ und  
„Das Arcturusabenteuer“ auch in Deutschland bereits eine starke  
Lesergemeinde gefunden. Seit letzter der Verlag Brockhaus, Leipzig,  
ein neues Werk Beebes vor: „Logbuch der Sonne. Ein Jahr Tier-  
leben in Wald und Feld“ (deutsche Ausgabe von Dr. Ernst Meiseid,  
Gebetel 6. März, Ganzl. 7 1/2 Mark). Was Tierleben sehen, was  
Tierleben erleben, wenn die Gloden riefeln, wenn die Glut der  
Sommerjonne die Erdschollen ausdörft oder der Herbst stumm die  
letzten Blätter von den Bäumen reißt — das schildert ein besessener  
Naturfreund so poetisch und doch so scharf und einprägsam, daß  
man für den Stadtmenschen keinen besseren Wegweiser durch die  
zwei Monate des Jahres, kein naturnäheres Geschenk wüßte. Wir  
bringen mit Genehmigung des Verlages hier einen gerade jetzt in-  
teressanteren Abschnitt aus den Kapiteln über die Wintermonate.

„Ein harter Schneefall ist eingetreten. Rasend schnell verhaschen wir,  
Feld und Wald für die Vogel nehmen; angestirnte Beschränkungen  
überlassen wir den Ueberlebenden.“  
Es ist kaum zu glauben, was man auf einem verschneiten Feld  
alles sehen und lesen kann. Die Geschwinde der vergangenen Nacht,  
allerlei Kurzwelt, Fatterlunge und — Trauerpiele finden sich klar  
und deutlich verzeichnet. Jetzt strahlt die Sonne leuchtend nieder,  
aber wie kalt und dunkel mag es vor sechs Stunden gewesen sein.  
Betrachten wir einmal die Dinge aus der „Wohlschau“, von der  
Kopfhöhe eines Vogels aus. Dazu legen wir uns platt auf ein  
Brett oder einfach in den reinen trocknen Schnee; wir werden sehen,  
daß wir an vielen Wundern bisher achlos vorbeigelaufen sind.

Nehmen wir ein paar Geiermeter Schneefläche mit einem klei-  
nen Rinnaal durch die Mitte, und wir haben einen Auschnitt aus  
dem Schalen und Wälden der erbehaftenden Kräfte. Mit dem  
Kinn auf dem Fausthandgüß und mit diesem auf der harten  
Kruste, erschließt sich dem Auge eine neue Welt. Der durch Schluchten  
und Höhlen zu Tale rauscht und über dem Säulen von Eis hängen.  
Allmählich werden die Wände unterhakt, ganze Eisberge lösen sich  
aus und werden abgetrieben. Gleisiger haben wir die Venae; nur  
sind die taufend und aber taufend kleiner Samenkränchen, die sie  
bilden, so gar nichts Festes, sondern bei jedem Windhauch ändern  
sie ihre Lage. Mit jedem Wehen wird ihre Zahl größer, die zukun-

ftige Seite aller Art, was hier im Grund verstanden. Kein  
Wunder, daß der Bach im nächsten Sommer kaum zu sehen ist, wenn  
diese unauflöselichen Samen aufgesaugen sind und sich zu Licht und Luft  
durchgeraunen haben.

Können wir auch nicht erwarten, unsere nordliche Landschaft durch  
Eisbären vervollständigt zu sehen, so mag uns doch ein Schauer  
über den Rücken laufen, kommt uns ein schlankes Wesel zu Gesicht,  
das sich eilig durch die Salme windet. Dallen wir auch unwillig  
nach Schwänen Ausschau, so können wir uns doch an einem dahin-  
wirbelnden Bogelgeschwärm erfreuen.

Ein paar Schneeflocken senken sich fast auf unsem Aermel; eine  
neue Welt tut sich vor uns auf. Zuerst eine kleine Vorbereitung,  
die gute Augen aber schon überflüssig machen: Koh eifliche Flocken  
auf ein Stück schwarzen Stoffes fallen und betraufte sie durch ein  
Vergrößerungsglas; du wirst Kofbartellen schauen, wie sie seines  
Menschen Hand so kunstvoll zu bilden vermag. Schwefelne Kristalle  
in unendlich vielen Mustern lassen uns ehrfürchtig staunen, wenn  
wir über die weite Landschaft hinwegsehen und an die geheimnis-  
volle Schönheit von alledem denken. Der größte Gleisiger von Grün-  
land oder Alaska ist ganz aus solchen Kristallen zusammengesetzt,  
deren Spitzen abstauen und die so festem Eis geworden sind.

Wir können Dutzende dieser schönen Formen zeichnen oder im  
Lichtbild darstellen und werden niemals eine sich wiederholende Form.  
Einsige sind fast geschlossenen massiv, andere zart fernrörmig oder wie  
ein Farnblatt gefiedert. Auch zusammengesetzte Gebilde werden  
wir entdecken, ein Kristall in einem andern und, ganz selten aller-  
dings nur, Doppelkristalle, wo zwei verschiedene Mutter wie durch  
einen kleinen Weiler verbunden erscheinen. Da haben wir ein Ab-  
bild von den Kristallen der Felsen unter unsern Füßen, nur hat  
diele der Druck zusammengedrückt, während der Schnee, der sich un-  
gehindert in freier Luft bilden kann, sich in diese entzündenden Formen  
und Blütenbilder auflöst. Blumen und Felsen sind also gar nicht  
so unähnlich.

Wohl feiner vor uns kann dies wundervolle Geschehen betrachten,  
ohne den Rauber zu fühlen, der darin liegt. Thoreau, der große  
amerikanische Schriftsteller und Naturfreund, schrieb am 5. Januar  
1866:

„Der feine Schnee, der jetzt von Norden hertrifft und sich auf  
meinem Kopf niederläßt, besteht aus diesen unendlich kleinen Stern-  
chen. Wandern durchgehend aus Glas, bilden sie richtige kleine  
reifevolle Wäder mit ledigen Spieghen. Oder sie erscheinen wie zar-  
tes Farnblattgefieder, wo rechts und links von einer deutlich erken-  
baren Mittelrippe ein bauchdünnes Wästchen mit zerlich gewol-  
tem Rand sitzt. Wie voller Schöpferkraft ist doch die Luft, in der so  
etwas geworden ist! Ich würde es kaum mehr bewundern, diesen  
wirdliche Sterne herab und suchten sich ein Wästchen auf meinem  
Kopf. Die Natur ist voll erhabener Geistes, ist voll Gattlichkeit,  
auch im kleinsten Wesen erkennen wir ihre bildende Hand. Nichts  
ist gering, nichts ist gewöhnlich, weder der alternde Tautropfen  
noch die kaumige Flocke. Der Sturm wüßt, und der Schnee wird  
dünner, weißer, ganz staubfein.“

Wer weiß, ob nicht dies die ursprüngliche Form aller Schneef-  
locken ist, ob nicht, während ich die fallenden Sternchen beobachte,  
sie gerade eben erst, ganz nahe dem Dunstkreis der Erde, entstan-  
den sind. Ich bin der Quelle des Schnees, seiner unberührten Ur-  
sprünglichkeit, nahe; gewöhnlich erreichen uns die Flocken auswe-  
nigebalt, reinierte, ganz am Ende ihrer Fahrt, ohne Ordnung  
und Schönheit, gleich allen, verbrauchten Menschen.“

Es ist recht kalt, die Luft schneidet wie mit Messern. Es fällt  
kaum noch Schnee, fast waagrecht treibt er von Norden. . . Etwas  
Göttliches muß sich in diesen Kristallen geregt haben, ehe sie sich  
zu formen und fest werden konnten: Wäder am Wogen des Sturms  
windes. Dieselbe Macht, die alle Wesen bildet, schafft auch die  
Schneeflocke. Und jedes der zahllosen Sternchen verflücht, indem es  
wirbelnd zur Erde kommt, mit Nachdruck die Zahl Sechs — Ord-  
nung, Kosmos.“

In welcher Welt leben wir doch, wo Massen dieser wunderbaren  
Gebilde niedergerührt werden auf jedes Wanderers Kopf, auf  
den des aufmerksamen Beobachters wie den des Gleichgültigen, nie-  
dergepreßt werden auf den Hals des bürstenden Gidphons, ausseht  
weißlich über Feld und Flur, über walbige Schluchten und schroffe  
Felsklippen. In dicke Haufen zusammengeballt, hüben die zar-  
ten Sternchen ihre Schönheit ein — zerbrochene Wäder vom Streit-  
wogen des Sturmes nach einer Schlacht in Himmelsböden. Der  
Schuljunge kniet sie zum Ball, die Feldmaus drückt sie befeite in  
ihrem Gang, der Schlitten des Wäldlers schleit weg über sie, den  
stimmenden Glot, den alternden Staub vom himmlischen Zuh-  
boden. Und schließlich taufen sie und lassen ein Wästchen anschwellen  
und so zuletzt auch das große Weltmeer, aus dem sie kamen.

Die Räder der unendlichen See läßt der Herr der Welten hin-  
stehend aufsteigen; in Nebel zerhaubt er sie über den Himmel hin,  
er sammelt sie wieder und läßt sie gleich Körnern über die Erde, wo  
sie liegen sollen, bis er ihre Bande wieder löst.“

## Welt und Wissen

\* Drastische Mitteilungen über ultraviolette Strahlen. In Neu-  
vort wurde jüngst ein Verfahren mit Hilfe ultravioletter Strahlen  
vorgeführt, bei dem gleichzeitig das Bild und die Stimme einer  
Person über eine nicht unbeträchtliche Entfernung übertragen wer-  
den konnte. Der Erfinder Paul A. Kober konnte damit beweisen,  
daß man mit ultravioletten Strahlen ebenso gut wie mit Radio-  
wellen telefonieren kann. Vorkäufig ist es mit diesem System nur  
möglich rund 40 Kilometer zu überbrücken. Es ist aber nicht aus-  
geschlossen, daß das Verfahren schon in der nächsten Zeit weitaus  
verbessert werden kann und daß wahrscheinlich zahlreiche amerikanische  
Städte dazu übergeben werden, von hohen Gebäuden herab lokale

Strand- und Strandbühnen zu geben. Besonders bemerkenswert  
ist, daß diese neue Methode eine Gehörhaltung des Zehnhundert-  
sechsmal ermöglicht. Tatsächlich können mittels dieser ultravioletten  
Strahlen zwei Stationen fortwährend miteinander sprechen, ohne  
daß das Gespräch, wie etwa bei den Radiowellen, abgeklaut wer-  
den kann. Nur mit den von Kober erfundenen und konstruierten  
Apparaten kann eine solche über ultraviolette Strahlen geführte Un-  
terhaltung abgeleitet werden.

Ein König für schlechtes Strahlenpflaster. Augsburg war unabhän-  
gig freie Reichsstadt und wurde erst durch Napoleon dem neu gebil-  
deten Königreich Bayern eingegliedert. Ueber den Bergang dieser  
Eingliederung wird eine ganz hübsche Anekdote erzählt: Napoleon  
besuchte die Stadt Augsburg, die er als Kaiser besucht hatte, aber das  
wohnte in Augsburg in den alten Tuggerhaus, das später das  
Gasthaus „Zu den drei Möstern“ aufnahm. Der Kaisertraher der Stadt  
machte dem Kaiser keine Aufwartung, und Napoleon empfand ihn  
sehr unangenehm und herrschte ihn an. „Nur habt in ein heillos  
Pflaster. Es ist Zeit, daß ich euch einen Monarchen gebe, der für ein  
besseres sorgt.“ Ob der damalige König Ludwig I. von Bayern  
diese Mission erfüllt hat, ist nicht bekannt.

Das Innere der Erde. Man ist bisher noch nicht tief in das In-  
nere der Erde vorgedrungen. Mehr als ein paar Kilometer tief  
hat sich auch der Bergmann nicht hineingehöhrt. Und nun forschen  
die Gelehrten, wie es dort aussieht, wo der Mittelpunkt der Erde  
in stiller Unzugänglichkeit liegt. Man nahm gewöhnlich an, daß dort  
alles geschmolzen oder gar so flüchtigem Gas geworden ist. Denn je  
tiefer man sich in die Erdkruste hineinbeibt, um so heißer wird es.  
Aber man vermutet heute auch, daß die Erde einen festen Kern  
hat. Das ist schon wahrscheinlich geworden, als man bei Erdbeben  
untersuchte, wie schnell sich die Erschütterungen fortpflanzen. Dabei  
hat man nämlich gefunden, daß nur feste Massen diese Zudungen so  
gut fortleiten können, wie es bei der Erde geschieht. Neudinas  
hat Professor Simon in Berlin einwandfrei nachgewiesen, daß  
Gale unter hohem Druck die feste Form von Gestein oder Kristall  
annehmen können. Bei seinen Versuchen benutzte er ein ganz klei-  
nes, sehr festes Gehäuse, das nur den zehnten Teil eines Kubizent-  
imeters umschließt, und drückte 600 Kubizentimeter Helium hinein,  
die dadurch die gewaltige Spannung von 6000 Atmosphären erziel-  
ten. Dabei bildete sich — eine feine Wasser! Der Druck auf das  
Erdbinnere beträgt rund 2 Millionen Kilo: sollte dieser Druck nicht  
genügen, um das ganze Erdbinnere zu einem dichten Kern zu machen,  
der wie in einer weichen Hülle ruht?

Die unliterarische Türkei. Im Anschluß an die Bevölkerungs-  
aufnahme einer Statistik, nach der im vergangenen Jahre in Deutschland  
24 000 neue Bücher erschienen sein sollen, befaßt das Hauptorgan  
der Angoraregierung, die Halbmonat-Wille, daß im gleichen Jahre  
in der Türkei noch nicht einmal 24 neue Bücher erschienen seien.  
Ohne Zweifel befindet sich besonders bei den jungen Türken ein gro-  
ßes Bedürfnis nach neuer türkischer Literatur, aber obwohl die  
Türkei hunderte anerkannter Bücher besitzt, ist außer Schulbüchern noch nicht ein Dut-  
zend neuer türkischer Bücher erschienen. Bereits im vergangenen  
Jahre weigerten sich die Verleger, neue Bücher aufzulegen, denn  
es war bereits bekannt, daß die in arabischer Schrift abgedruckten  
Bücher vom 1. Januar 1929 ab verboten werden würden, während  
für lateinischgedruckte Bücher bei der durch die Schriftreform ein-  
erzessenen Sprache und Schriftumschreibung nicht genügend Ueberm-  
er zu erwarten sind. In diesem Jahre ist die Unlust der Verleger, Neu-  
ausgaben zu veröffentlichen, womöglich noch größer geworden, nachdem  
die Lateinischschulen ein einmütiges Ablehnen des Ergeb-  
nis gestattet haben. Die Lateinischschulen haben durchweg nur solche  
Türken „erlernen“, die schon eine ausländische Sprache beherrschen,  
d. h. mit der Schrift schon vertraut waren, oder Beamte, die die  
Schrift im Dienst verwenden müssen, aber als Käufer von Büchern  
bei ihrer minimalen Beziehung nicht in Frage kommen. Dienen  
Grund läßt das amtliche Blatt natürlich nicht als Erklärung der  
Zurückhaltung der Verleger gelten: vielmehr wird diesen unge-  
gemäß Gehaltsbeschränkung und unangebrachte Furcht vor Einsetzen  
eines Kijitos zum Vorwurf gemacht.

h. Komplizierter Werdegang eines Schmaroters. Das Sterben  
vieler Kreber, eines Fisches im Bodensee, veranlaßte Herrn Dr.  
O. Galschott (München), Mitarbeiter des Bodenseeforschungs-  
instituts Langenarzen, eine Anzahl der toten Fische zu unter-  
suchen. Dabei konnte er feststellen, daß das Fischgeschwür (Cyclus  
häufig vorkommenden Bandwurm (Triaenophorus nodulosus) fast  
verursacht wird, der im reifen Zustand im Darm des Fisches lebt.  
Die Eier dieses Schmaroters gelangen mit dem Rote des Fisches  
ins Wasser, wo sie sich etwa eine Woche weiter entwickeln an einer  
Schwämmelart. Diese wird von einem kleinen Krebie des Plank-  
tons (Cyclus strenuus) aufgenommen, aus dessen Darm sie durch  
die Darmwand hindurch in die Leibeshöhle gelangt; hier entwickelt  
er sich weiter. Wird nun der Krebs (der sehr klein ist) von einem  
jungen Raubfisch getroffen, dann entwickelt sie sich abermals weiter  
und wandert in die Leber ihres Wirtes, wo er eingekapselt wird.  
Deshalb gehen die jungen Fische an dem Eindringen zugrunde, viel-  
fach aber werden sie wieder vom Hecht aufgelesen, in dessen Darm  
der Parasit wieder frei wird, und sich zum Bandwurm entwickelt  
bis zu 30 Zentimeter Länge. Dann beginnt der Kreislauf des  
Werdens dieses Schmaroters wieder aus neu. Eine Bekämpfung  
des Fischsterbens wäre nach diesem komplizierten Werdegang eines  
Schädling nur möglich, wenn sein Endwirt, der Hecht, oder der  
Zwischenwirt, der Plankton-Krebs, völlig aus dem See entfernt  
würde. Wedes ist aber nicht machbar. — Derselbe Schmarotter  
dürfte auch in andern Seen und Gewässern die Ursache des öfter  
auftretenden Fischsterbens sein.